

Das Kapitel, das sich nicht schreiben ließ

Ich wollte gestern ein Kapitel beginnen.
Nur ein kleines, harmloses Kapitel.
Vielleicht mit einem Geräusch:
einem leisen Klacken der Tür,
einem Satz wie „Sie trat ein.“
Aber ich trat nicht ein.
Ich zögerte vor der Schwelle.
Und dann löschte ich den Satz.

Komm, sagte ich mir,
du bist nicht die Heldin.
Nicht einmal eine Figur mit Auftrag.

Ich sitze in einem Zimmer mit drei Wänden.
Die vierte ist ein weißes Blatt, das mich anstarrt.
Es trägt keine Tinte, nur Erwartung.
Ich könnte es beschreiben.
Aber ich beschreibe mich selbst.
Jede Zeile: eine Korrektur meiner Existenz.

Gestern habe ich versucht, zu lügen.
Ich schrieb: Beruf. Plan. Vergangenes Leben.
Aber die Wörter fielen durch mich hindurch,
als wäre ich ein Text mit durchlässigem Rand.

Ich erinnere mich an die Version von mir,
die Schriftstellerin werden wollte.
Ich hatte ein Notizbuch mit einem goldenen Einband
und trug Wörter wie Schmuckstücke.
Doch immer, wenn ich einen Absatz beendete,
fiel mir der Sinn aus dem Satz.
Einmal schrieb ich: „Ich schreibe, also bin ich.“
Dann starrte ich lange auf den Punkt am Ende.
Dann strich ich das „bin“.
Dann das „ich“.
Am Ende blieb nur: „Schreibe.“

Und das tue ich nun.
Nicht, um etwas zu sagen.
Sondern um hörbar zu machen,
wie es klingt, wenn man fehlt.

Heute versuchte ich, anders zu beginnen:
„Es war einmal eine Frau,
die sich in einem Buch verirrte.“
Doch schon beim dritten Wort wusste ich:

Das ist nicht meine Geschichte.
Ich bin nicht einmal.
Ich war viele.
Und keine blieb.

Ich habe mir selbst Briefe geschrieben, mit der Hand.
Vergraben zwischen leeren Seiten.
Einmal schrieb ich:
"Meine Freundin,
du bist die Fußnote zu einer Geschichte,
die sich nie hat erzählen lassen."
Und doch wirst du darin gebraucht.

Heute beginne ich wieder.
Ich schreibe den Satz:
„Sie trat ein.“
Ich lasse ihn stehen.

Und hinter mir schließt sich eine Tür.
Ganz sanft.
Nicht mit einem Geräusch.
Sondern mit jener Stille,
die beginnt, wenn jemand beschließt,
nicht mehr zu fliehen.

Randnotizen einer, die nicht vorkommt

Ich stehe nicht im Personenverzeichnis.
Ich bin nicht in den Dramatis Personae vermerkt.
Kein Kapitel trägt meinen Namen, kein Fußnote verweist auf mich.
Ich bin die, die zwischen den Zeilen wohnt.
Die, die man überliest, wenn man zu schnell liest.
Die, die man spürt, wenn man zu langsam atmet.

Ich heiße Elise.
Oder nicht.
Ich habe den Namen gefunden in einer durchgestrichenen Randnotiz, Seite 17.
Jemand hatte dort mit Bleistift geschrieben: „Elise? streichen.“

Sie haben mich nicht ganz gelöscht.
Nur gerade genug, dass ich nicht mehr offiziell vorkomme.
Und doch – ich bin da. Immer da.
Ich bin der feine Druckfehler im dritten Absatz,
das Komma zu viel, das sich weigert, entfernt zu werden.

Früher dachte ich, ich müsste in der Geschichte eine Rolle haben.
Ich wartete auf meinen Auftritt.
Aber der Vorhang hob sich nie.
Ich blieb hinter der Kulisse aus Papier und wartete, dass jemand „Jetzt!“ rief.
Niemand tat es.

Irgendwann begann ich zu schreiben. Nicht viel.
Nur kleine Zeichen am Seitenrand, winzige Interventionen:
ein Punkt, der zum Strich wurde,
ein Strich, der sich zu einem Wort reckte: „ich“.
Niemand bemerkte es.
Niemand, außer mir.

Ich versuchte, mich hervorzuenschreiben:
„Sie war da, als die Geschichte begann.“
Doch der Satz wurde ausgeradiert.
Ich versuchte es anders:
„Bevor irgendetwas geschah, war sie.“
Auch dieser Satz verschwand.
Nicht durch Gewalt, sondern durch Gleichgültigkeit.

Jetzt schreibe ich nur noch Randnotizen.
Mit Bleistift.
Weil Tinte zu endgültig ist.
Meine Handschrift ist schräg,
fast schüchtern,
wie eine Entschuldigung
für ihr eigenes Dasein.

Aber sie bleibt.

Immer wieder taucht sie auf – Seite 19:

„Was wäre, wenn sie doch da wäre?“

Seite 47:

„Vielleicht ist sie das Echo, nicht der Ruf.“

Letzte Seite, unter dem Nachwort:

„Sie war immer schon hier.“

Manchmal stelle ich mir vor, jemand liest all das.

Nicht die Geschichte.

Nur die Randnotizen.

Jemand, der versteht, dass das Zentrum leer ist.

Dass alles Wesentliche am Rand geschieht.

Vielleicht sagt eine von ihnen dann nicht:

„Wer ist Elise?“

Sondern:

„Da ist sie ja.“

Und vielleicht, ganz vielleicht,
darf ich dann endlich vorkommen.

Nicht als Figur.

Nicht als Heldin.

Sondern einfach: als Präsenz.

Leise.

Randständig.

Unverzichtbar.

Ich war nie geplant

Ich war nie geplant.
Nur geglückt im Übersehen.
Im Absatz nach dem Satz,
den niemand mehr kennt.

Ich bin die,
die ausrutscht im Konjunktiv,
die zwischen Zeile und Rand
nicht genug Platz findet.

Ich bin das Komma,
das sich weigert zu folgen,
der Punkt, der sich zu spät setzt –
und dann
zu früh löscht.

Nenn mich:
Randerscheinung,
Nebenrolle,
Auslassung mit Absicht.

Ich trage mein Geschlecht
wie eine nachgetragene Fußnote –
unten, klein,
unter Vorbehalt.

„Frau“ steht da.
Aber wer hat das geschrieben?
Nicht ich.
Nicht so.
Nicht freiwillig.

Ich schreibe mich in Klammern
(und manchmal auch wieder raus),
versuche den Satz
ohne Satzbau,
versuche das Ich
ohne Echo.

Jemand sagt: Falsch.

Aber ich sage:
Ich bin nicht falsch.
Ich bin die,
die sich weigert,
richtig zu sein.

Resonanzkörper

Ich bin nicht still, weil ich nichts zu sagen habe.
Ich bin still, weil ich zu viel höre.

Nicht nur Worte.
Auch das, was sie verschweigen.
Das Zögern vor dem „Alles okay“.
Den Bruch im „Mir geht's gut“.
Die Pausen, die lauter sind als Sätze.

Ich werde dann selbst zu einem Raum,
in dem alles nachklingt.
Ein Satz –
und ich denke drei Tage nach,
während andere schon fünf Gespräche weiter sind.

Manche nennen das sensibel.
Oder zu viel.
Ich nenne es Resonanz.
Ich reagiere.
Nicht laut, nicht sofort.
Tief.

Wenn jemand lacht oder weint,
zittert etwas in mir.
Warm.
Wie ein „Ja, das spür ich auch“.
Und wenn jemand traurig ist
und trotzdem lächelt,
zieht sich etwas in mir zusammen.
Nicht dramatisch. Nur da.

Früher dachte ich,
ich müsste lauter sein.
Klarer.
Fester.
Aber vielleicht reicht es,
dass ich mitschwinge.
Dass ich merke,
wenn etwas echt ist.

Ich bin kein Echo.
Ich bin kein Verstärker.
Ich bin Resonanzkörper.
Ich nehme Klang auf
und mache ihn zu etwas Eigenem.
Etwas, das bleibt.